

# Autorenabende

Autor(en): **Loosli, C.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750613>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# AUTORENABENDE

In einer Besprechung eines der letzten meiner berndeutschen Autorenabende schrieb ein Rezensent unter anderm Folgendes, das mich veranlasst, über meine Auffassung derselben Einiges mitzuteilen:

„. . . Aber diese „Dialektreisenden“, die seit einigen Jahren in Mode gekommen sind und mit ihren Sachen herumziehen wie die Kommiss der Firmen Cerf, Levy, Baruch usw., sind nun einmal nicht nach unserm Geschmack, und wenn sie es mit der Erhaltung unserer Schweizerart und vorab des Dialektes in den verschiedenen Landesteilen noch so gut meinen. — Wir betrachten sie fast eher als die Vorboten jener Tage, die wir allerdings nicht mehr erleben werden, noch zu erleben hoffen, wo urchige Schweizerart und Schweizerdeutsch in die unwegsamsten Täler zurückgedrängt sind und in den schweizerischen Großstädten bloß noch per Grammophon und Kinematograph „erhältlich“ sein werden! —“

Ich muss nun gestehen, dass ich den Sinn dieses Einspruches nicht vollständig verstehe. Entweder will sein Verfasser damit sagen, dass er dem Dialektdichter eine Möglichkeit der Verbreitung seiner geistigen Arbeit untersagen möchte, während er dem Nichtdialektschriftsteller das Recht Autorenabende zu veranstalten, unangetastet wissen will; oder aber, er verdammt die Autorenabende überhaupt und zwar aus, wenn ich ihn richtig deute, künstlerischen Gründen.

Ist die erstere Auffassung die, welche mein Kritiker zu der seinigen macht, dann ist sie unhaltbar, denn dann verwechselt er Dialekt und Poesie. Der Dialektdichter vermittelt an Autorenabende nicht in erster Linie den Dialekt, sondern seine poetischen Schöpfungen und ich sehe keinen plausiblen Grund ein, warum er das nicht ebensogut tun sollte, wie sein Kollege von der schriftdeutschen Fakultät. Die Poesie und der poetische Gehalt einer Dichtung ist glücklicherweise nicht an das Material, und das ist in diesem Falle die Sprache, in welcher es verfasst wurde, gebunden, sondern ist durch Werte bedingt, welche außerhalb des zufälligen Idiomens des Dichters liegen.

Wollte also der Dialektschriftsteller nur eine Mundart durch das gesprochene Wort und nichts mehr verbreiten, so würde er recht bald abgewirtschaftet haben.

Dass er aber, neben den poetischen Werten, welche er zu vermitteln hat, auch noch, durch den bloßen Vortrag seiner Dichtungen, die Schönheiten eines Dialektes ins Licht rückt und die Freude am ursprünglich-heimatlichen Idiom zu neuen Flammen entfacht, betrachte ich gerade in der Gegenwart als eine Mehrung des Gewinnes, den Autorenabende überhaupt zu erzielen vermögen und es ist ungerecht, dem Dialektdichter zu versagen, was man dem Schriftdeutschdichter willig zugesteht, nämlich seine Werke nach Bardenart direkt zum Gehör des Volkes zu bringen und das um so mehr, als der Dialektdichter ohnehin schon einen viel geringeren Resonanzboden sein eigen nennt, als derjenige, dessen Werke in einer Kultursprache abgefasst sind. Dazu kommt noch, dass gewisse Dialekte für den etwas Fernerstehenden oft zwar verständlich, aber schwer lesbar sind, und dass Viele nur dann zum vollen Genusse einer Dialektdichtung gelangen können, wenn sie sie vortragen hören. Wenn also mein Kritiker seinen Vorwurf gegen den Dialektdichter einzig zu richten beabsichtigte, dann steht er auf dem Standpunkte, dass zwar der Maler gut daran tue seine Werke auszustellen, der Bildhauer dagegen sich durch die gleiche Handlung wider den guten Geschmack vergehe.

Eher verständlich ist mir, dass sich ein fein geschulter Geschmack gegen die Autorenabende überhaupt wende. Ich bin selbst auch der Meinung, dass diese Autorenabende beim Publikum, nicht beim Dichter, eine Modesache geworden sind, welche sehr oft ganz anderen als künstlerischen Bedürfnissen entspringen.

Es liegt ein besonderer subtiler Sensationsrummel darin, eine noch so kleine Berühmtheit von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sie sprechen zu hören, ihr, wenn es tunlich ist, die Hand zu drücken und mit ihr nach dem Vortrag zu kneipen. Und mehrmals ist es mir vorgekommen, dass ich mich recht anschaulich in die Gefühle eines zur Schau gestellten Pfingstochsen einleben konnte. Dass ich das Gefühl hatte, — die große Mehrzahl deiner Zuhörerschaft kümmert sich einen Teufel um das, was du gedichtet hast, — sie will dich bloß sehen und deine Stimme, nicht deine Werke hören, — das kitzelt sie!

Wie tief das Interesse an der dichterischen Schöpfung des Vortragenden gelegentlich gehen kann, davon zeugte mir ein komisches Intermezzo, das mir vor einigen Jahren in einer ost-

schweizerischen Stadt passierte und mich königlich amüsiert hat. Ich hatte meinem Auditorium einige humoristische Sachen gelesen und es dadurch zu recht lauten Ausbrüchen der Heiterkeit gebracht. Und nach beendetem Vortrage wackelte ein dicker Herr, nota bene ein Vorstandsmitglied der Gesellschaft, welche mich eingeladen hatte, noch immer lachend auf mich zu, ergriff meine Hand und schüttelte sie, indem er sprach:

„Was Sie-n-is da glese hend, isch mainaidig schön gsi, aber wüssed Si, s'Best was Sie gschribe hend, ist halt doch der „Heimisbach“ gsi!“

Als ich den Mann darauf aufmerksam machte, dass ich allerdings auch seiner Ansicht sei, dass aber der „Heimisbach“ nicht von mir, sondern von Simon Gfeller geschrieben wurde, da war dem Guten der Abend verdorben und seine Kollegen schämten sich gewaltig der Literaturunkenntnis ihres Vorstandsmitgliedes.

Dass also ein gutes Stück Snobismus bei den Veranstaltungen von Autorenabenden mitbedingend ist, soll unbestritten bleiben, anders man nicht recht häufig Dichter zum Vortrage einladen würde, welche zur mündlichen Wiedergabe ihrer Werke nicht das mindeste Talent haben und diese oft gerade durch ihren Vortrag entwerten.

Wenn ich aber trotzdem den Autorenabenden das Wort rede, so tue ich es mit voller Überzeugung aus künstlerischen und pädagogischen Gründen.

Aus künstlerischen Gründen, weil ich der Ansicht bin, dass ein Werk der Dichtkunst ein Recht darauf hat nicht bloß gelesen, sondern gesprochen zu werden, denn sein Wert liegt zum großen Teil im Klang und im Rhythmus seiner Sprache. In einer Zeit nun, wo wir unsere Sprache nur noch durch die Vermittelung des Auges erlernen, wo uns ihr Schönstes und Unmittelbarstes durch die Druckerpresse in weitaus den meisten Fällen unterschlagen wird, halte ich es sowohl für den Dichter wie für das Publikum von großem Nutzen, wenn der Dichter ihm vortragen darf, vorausgesetzt immer, dass er vortragen kann!

Da finde ich, ist es ein erfreulicher Schritt zur natürlichen Vermittlung poetischer Werte, wenn sich der Dichter dem Minnesänger nähert und nicht nur der Verfasser, sondern auch der Troubadour, der Sänger seiner Werke ist.

Das ist für ihn von großem Vorteil, weil er dadurch lernt für's Ohr vor allem, und nicht für's Auge allein zu schreiben. Es bieten sich ihm beim Vortrage vor einem verständigen und gebildeten Publikum tausend Möglichkeiten, sein Werk und sein Schaffen selbst auf seinen Wert zu prüfen und ich gestehe offen, dass ich gerade in sprachlicher Hinsicht von meinen Auditorien zu Stadt und Land sehr oft recht viel Wertvolles gelernt habe, das mir die ausgeklügeltste Abhandlung über Metrik oder Sprachkunst, oder ein noch so tüchtiges Kolleg über diese Dinge, niemals beizubringen vermocht hätten.

Zum andern, — ich sehe nicht ein, warum ich mich dessen zu schämen hätte, — tut es dem Dichter wohl, sich unmittelbar mitteilen zu können. Er kennt die Wertung seiner Werke in der Regel nur aus den gedruckten Rezensionen und Besprechungen. Er weiß, dass diese Rezensionen, ob beistimmend oder verneinend und ablehnend, immer subjektiv sind und dass sie von Leuten ausgehen, welche in weitaus den seltensten Fällen naiv zu urteilen vermögen. Für diese Leute schreibt aber der Dichter nicht, sondern der größte wie der kleinste unter uns schreibt für das Publikum, für die Masse, das Volk. Nicht absichtlich, nicht schmeichlerisch, nein, — aber ist einmal das Werk vollendet, dann hofft er auf den Beifall oder ebenso oft auch auf den Protest der Massen und wertvoll ist ihm jede Kundgebung, welche aus jenen Kreisen kommt, welche offiziell mit dem Literaturbetriebe nichts gemein haben.

Er hat damit ebenso sehr recht wie der Maler, der da verlangt, dass man ihn nach seinen Originalarbeiten und nicht nach deren Reproduktionen beurteile, und das vornehmste Mittel dazu sind eben für den Schriftsteller die Autorenabende.

Und ab und zu wird durch die Autorenabende doch das erreicht, was erreicht werden soll, — gar mancher der den Genüssen der Literatur abseits steht, wird durch die persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter dazu geführt, seine Werke zu lesen und zu ihnen in ein persönliches Verhältnis zu treten. Und dann lässt er's, wenn er nur einmal ergriffen wurde, nicht mehr bei dem einen Dichter bewenden, sondern greift zu verwandten und weiteren Schriftstellern. Oft in einer Weise, dass sich die Bezeichnung der Autorenabende als eigentliche Kulturtat nahezu recht-

fertigt. Und dafür wäre ich in der Lage, ein paar recht sprechende Beispiele aus meiner Bekanntschaft anzuführen.

Es kommt also nur darauf an, wer die Autorenabende veranstaltet und in welchem Sinne sie durchgeführt werden, um sie, je nachdem, zu gleichgiltigen Schaustellungen mehr oder weniger berühmter Persönlichkeiten, oder zu lebendiger Kultursaat zu gestalten. Und dass sie in allen Beziehungen weitaus mehr nützen und fördern, denn schaden, ist, glaube ich, kaum mehr zu erweisen. Was schadet es schließlich, wenn dabei auch der Snob mit seinem Sensationshunger mit auf seine Rechnung kommt? Das nimmt dem Dichter und seinem Werke von ihrem Werte nichts! Wichtig aber ist, dass des Dichters Werke verbreitet und vermittelt werden. Dass die Berechtigung des Kellerschen Wortes, unser Land sei ein Holzboden für geistige Kultur, erschüttert werde. Dass das Volk sich auf dem Umwege der persönlichen Bekanntschaft mit dem Dichter, sich zunächst für ihn, dann für seine Werke und endlich für die Poesie zu erwärmen beginne! Dass der Dichter sich seinem Stamme verwandt fühlen lerne, und dass sein Stamm ihn nicht, wie dies heute noch immer in großem Maße der Fall ist, als einen unnützen *Outsider*, sondern als einen berechtigten Mitarbeiter an den Idealen der gesamten Menschheit und seiner Nation erkennen und ehren lerne! Die Autorenabende sind dazu ein Mittel, welches oft unfehlbarer wirkt, als sämtliche Verlegerkünste und alle Rezensionen, um ein Buch zu verbreiten und Ideen zu säen.

Endlich, und wiederum scheue ich mich nicht, es zu gestehen, gibt es in unserm Lande keine sechs Schriftsteller, welche nur von dem Ertrage ihrer Feder zu leben vermöchten. Wir werden für unsere Bücher so miserabel bezahlt, dass wir es eigentlich als einen sträflichen Luxus empfinden müssen, so oft wir wieder eines geschrieben haben.

Wenn es gar Dialektbücher sind, dann erst recht, weil das Absatzgebiet unendlich beschränkt ist.

Da sind uns die Honorare, welche die Autorenabende abwerfen, wertvolle Zuschüsse, die einige von uns kaum missen könnten. Und um stets wiederum neue Werte zu zeitigen, muss man auch leben können. Die Autorenabende tragen bei vielen unter uns dazu bei, dass wir uns dichterisch weiter betätigen

können und nicht gezwungen sind, irgend ein Handwerk zu ergreifen und unsere literarische Produktion einzustellen. Auch aus diesem Grunde ist es gut und nützlich, wenn welche veranstaltet und recht gut bezahlt werden.

Wer mir sagt, dass diese letztere Erwägung recht materialistischer Natur sei und sich im Munde eines Dichters, den man sich immer noch in seinem Idealzustande als halb oder dreiviertel verhungert und seufzend gen Himmel blickend vorstellt, dem erwidere ich, dass ich mich als Dichter und Künstler nur so lange fühle, als ich eben an einem Werke schaffe. Nachher aber habe ich das Recht, es als Ware zu betrachten, welche ich so vorteilhaft wie möglich an den Mann zu bringen suche. Und dazu habe ich nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, als Dichter sowohl wie als Mensch und Hausvater!

BERN

C. A. LOOSLI



## BANGES ZWIELICHT

In meinem Arme liegst du; Leuchten quillt  
Aus deinen Augen, die ein Schleier deckt.  
Ich fühl', wie sich's aus deiner Seele reckt  
In dunklen Wünschen, die kein Tag dir stillt.

Dann drängst du fester dich an mich heran,  
Als wie in banger Frage voller Harm:  
Bist du bei mir — und bist du denn so arm,  
Dass all mein Wünschen in der Nacht verrann?

Das ist des Lebens tiefster Sinn, mein Kind,  
Das macht die Stunde groß, den Tag so weit,  
Dass ungestillt die Seele in uns schreit  
Und keine Menschen uns Erlöser sind.

SALOMON D. STEINBERG

Aus dem Gedichtband: *Die blaue Stunde*, der soeben  
im Verlag von Axel Juncker in Berlin erschienen ist.